

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Franz Kafka

Andreas B. Kilcher



Leben Werk Wirkung

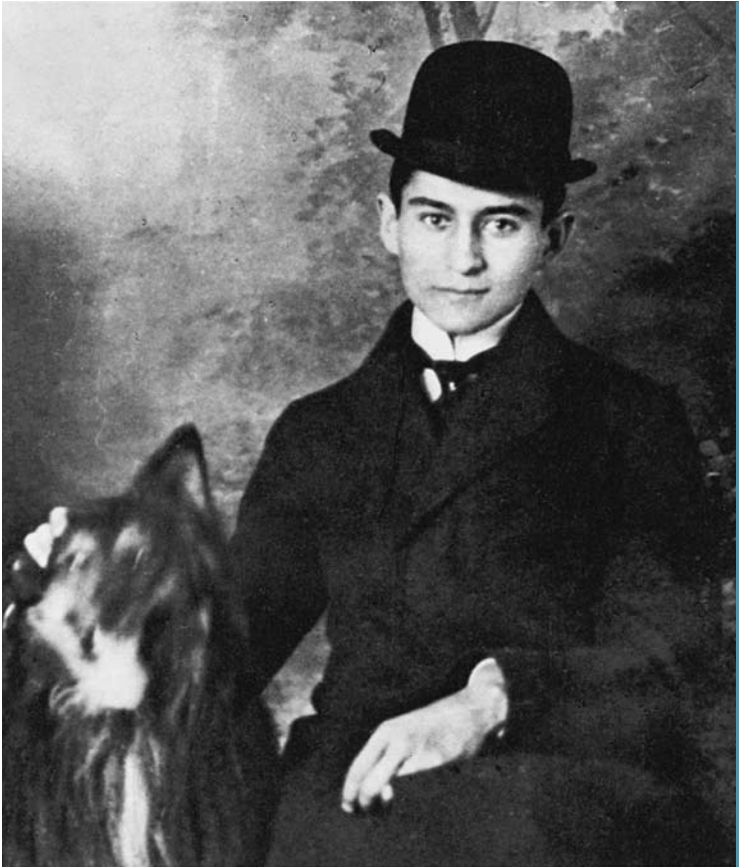
Suhrkamp BasisBiographie

Kilcher, Andreas B.

Franz Kafka

© Suhrkamp Verlag
Suhrkamp BasisBiographien 28
978-3-518-18228-4

Andreas B. Kilcher, 1963 in Basel geboren, von 2004 bis 2008 Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Tübingen, seit 2008 Professor für Literatur- und Kulturwissenschaft an der ETH Zürich. Einer seiner Arbeitsschwerpunkte ist die deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, wozu er zahlreiche Bücher und Aufsätze veröffentlichte, darunter das *Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur* (Suhrkamp Taschenbuch 3529) und, als Herausgeber, die *Else Lasker-Schüler-Briefausgabe* (Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag 2008). Sein besonderes Forschungsinteresse gilt dabei auch Franz Kafka.



Franz Kafka

Suhrkamp BasisBiographie
von Andreas B. Kilcher

Für Constantin K.

Suhrkamp BasisBiographie 28 Erste Auflage 2008 Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Kösel, Krugzell · Printed in Germany

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

ISBN 978-3-518-18228-4

Die Schreibweise entspricht den Regeln der neuen Rechtschreibung, Zitate wurden in ihrer ursprünglichen Schreibweise belassen.

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

- 7 Kafkas Schreibtisch

Leben

- 11 »Mütterchen Prag«: Familiengeschichten (1883-1893)
17 Deutsches Gymnasium (1893-1901)
21 Deutsche Universität (1901-1906)
30 Schriftsteller werden – Literatur werden (1907-1913)
33 Beruf: Der Versicherungsjurist und Anstaltsschreiber
(1907-1917)
38 Judentum: Gemeinschaftswille und Gemeinschafts-
ängste (1909-1917)
45 Ehe: Verlobungen und Entlobungen (1912-1917)
52 Krankheit und Literatur: Das Bündnis gegen Familie,
Ehe, Beruf (1917-1922)
62 Literatur und Judentum (1917-1924)
68 Krankheit zum Tod (1922-1924)

Werk

- 72 Übersicht über das Werk
76 Fragmentarismus, Teilbau, Parabolik: Kurze Einfüh-
rung in Kafkas Poetologie
79 Beschreiben, Betrachten: Anfänge des Schreibens
1904-1912
80 *Beschreibung eines Kampfes*
82 *Betrachtung*
85 Söhne, Strafen: Erzählungen 1912-1914
86 *Das Urteil*
89 *Die Verwandlung*
92 *In der Strafkolonie*
95 Der Schuldlose und der Schuldige: Die frühen Roma-
ne 1912-1914
95 *Der Verschollene / Der Heizer*
99 *Der Process / Vor dem Gesetz*
105 Traum, Tiere, Totenschrift: Erzählungen 1916-1917
106 *Ein Landarzt. Kleine Erzählungen*
110 *Die Oktavhefte*
111 *Der Jäger Gracchus*

- 112 *Beim Bau der chinesischen Mauer*
113 Landvermessung und Hungerkunst: Der späte Kafka
1922-1924
114 *Das Schloß*
118 *Ein Hungerkünstler. Vier Geschichten*

Wirkung

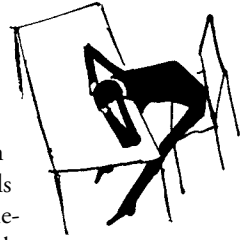
- 121 Weg zur Weltgeltung
123 Deutsch-jüdische Intellektuelle entdecken Kafka im
Exil (1930-1945)
125 Surrealismus, Existentialismus: Kafka in der franzö-
sischen und angloamerikanischen Welt (1930-1950)
129 Kafka zwischen West und Ost (1950-1990)
131 Kafka-Transpositionen I: Theater, Film, Musik
135 Kafka-Transpositionen II: Bildende Kunst
138 Epilog: Unabschließbarkeit der Kafkalogie

Anhang

- 139 Zeittafel
143 Bibliographie
151 Personenregister
155 Werkregister
157 Bildnachweis

Kafkas Schreibtisch

Der Schreibtisch ist Kafka ein elementarer Ort. Das könnte trivial sein, wäre er bloßes Mittel zum Zweck eines wie auch immer gewöhnlichen Schreibens. Gerade *dies* ist der Schreibtisch bei Kafka aber nicht, sondern in zweifacher Funktion ungleich viel mehr: als Büro und als Literaturwerkstatt. Der Versicherungsbeamte und Schriftsteller Kafka verbindet am Schreibtisch zwei konträre, dennoch auf komplexe Weise miteinander verbundene Schreibweisen: auf der einen Seite die der Verwaltung, des Versicherns, Haushaltens und Ordnen, auf der anderen Seite die der Verwandlung, des Verunsicherns, Verschiebens, Verdichtens.



Wer Kafka verstehen will, muss sich mit diesen beiden Schreibweisen des Büros und der Literatur vertraut machen. Das lässt sich mit Kafka selbst tun, der die Art und den Ort seines Schreibens vielfach thematisiert. Und er tut dies weniger abstrakt, sondern sehr konkret und dingnah: in einer Art Phänomenologie des Schreibtisches, tatsächlich ein häufiger und perspektivenreicher Gegenstand seiner Texte. Die Vorstellung eines verwaltenden Büroschreibtisches etwa entwickelt Kafka in seinem ersten Romanfragment *Der Verschollene* (1912/13). Der mechanische Schreibtisch, den der junge Amerikaauswanderer Karl Roßmann von seinem Onkel erhält, ist eine hochkomplexe, ebenso raffinierte wie diffizile und fragile »Maschinerie«, die perfektionierte Verwaltungstechnik und damit höchste Ordnungsmacht in Aussicht stellt (V, S. 57). Im Gerichtsapparat des *Process*- sowie im Administrationsapparat des *Schloß*-Romans wird sie Kafka später zu unheimlichen Gefügen einer Moderne ausweiten, in der Verwaltung zugleich totalisiert und sinnentleert ist und dergestalt in einen unvorgreiflichen Ordnungsmythos zurückfällt.

Der Übergang von Gesetz zu Literatur, von Formation zu Transformation ist schon in dieser unheimlichen Totalisierung und Remythisierung des Büros angedeutet. An anderen Stellen seines Werks geht Kafka noch weiter, indem er zunehmend auch die Brüche dieses Übergangs hervortreten lässt.

8 Kafkas Schreibtisch

Symptomatisch dafür ist etwa der Blick des *Beamten* Kafka auf seinen durch den *Schriftsteller* Kafka in Unordnung versetzten Büroschreibtisch: »Mein Schreibtisch im Bureau war gewiß nie ordentlich, jetzt aber ist er von einem wüsten Haufen von Papieren und Akten hoch bedeckt, ich kenne beiläufig nur das, was obenauf liegt, unten ahne ich bloß Fürchterliches.« (B I, S. 296) In Kafkas Versicherungsbüro hat die Literatur als Faktor der Verunsicherung Einzug gehalten. Der Schrecken wendet sich um: Die Literatur bedroht das Büro. Dennoch ist Literatur hier keineswegs jenseits des Schreibtisches angesiedelt, der Bruch nicht kategorial. Der Schriftsteller sitzt vielmehr an demselben Schreibtisch wie der Versicherungsbeamte. Allerdings macht er aus dem Apparat der Verwaltung einen der Verwandlung. Die Literatur *setzt* die Ordnungen und Gesetze nicht fest, sie *spielt* mit ihnen. Auf diese auch parodistische Weise verhandelt Kafkas Literatur die großen Ordnungen seiner Zeit. Kanzleiakten, Versicherungsexperten, Kriegsberichte, psychoanalytische Kommentare, zionistische Publizistik, literarische Programmatik etc. werden in dieser Literatur ins Gleiten gebracht, verwandelt, karnevalisiert.

Kafka denkt aber auch den radikalen Bruch, die zerstörerische Konkurrenz zwischen Büro und Literatur, und zwar in der wiederum konkreten Vorstellung eines rein literarischen Schreibtisches: »Manchmal glaube ich fast zu hören, wie ich von dem Schreiben auf der einen Seite und von dem Bureau auf der anderen geradezu zerrieben werde.« (B I, S. 296) Der literarische Schreibtisch hat hier nicht mehr so sehr die Aufgabe der Verhandlung von Akten und Schriftstücken, sondern die der Initiation in eine imaginäre Schriftwelt, in der die Bürowelt allenfalls in traumartig verzerrter und parabolisch verschobener Gestalt wiederkehrt. Es ist die Vorstellung einer im nachromantischen Sinn absoluten, privaten, nächtlichen Literatur gegen die tägliche Büroarbeit. Hier schlägt Leben ganz in Literatur um, hier wird der Schreibtisch zum Ort *par excellence*.

Nie verzweifelter als angesichts ihrer Bedrohung, nämlich nach dem Heiratsantrag an Felice Bauer, vergewissert sich Kafka

einer solchen absoluten Literatur: »Ich habe kein litterarisches Interesse, sondern bestehe aus Litteratur, ich bin nichts anderes und kann nichts anderes sein.« (B II, S. 261) Einem Leben, das so kompromisslos Literatur sein will, wird der Schreibtisch ein unverrückbarer alternativloser Ort. Die »Konzentration auf das Schreiben hin« fordert geradezu eine »Abmagerung nach allen Richtungen«, eine Askese gegenüber allem, was Nicht-Literatur ist (T, S. 341). Diese radikale Verengung auf eine Schreibtischwelt verleiht Kafkas Literatur etwas Monastisches, gar Fanatisches, etwa in der Askese gegenüber dem Sozialen: »Ich will niemanden sehn, ich will mich durch keinen Anblick verwirren lassen, beim Schreibtisch, das ist mein Platz, den Kopf in meinen Händen, das ist meine Haltung.« (NSF II, S. 16) Diesem auch körperlichen Gestus entspricht die »Angst«, nur »einige Tage vom Schreibtisch abgehalten [zu] sein« (B, S. 386).

Das ist präzise die Lage, in der sich auch Gregor Samsa, der Protagonist in Kafkas 1915 erschienener Erzählung *Die Verwandlung*, befindet, als sich nach seiner Metamorphose Mutter und Schwester daran machen, »den Kasten und den Schreibtisch wegzuschaffen« (DL, S. 160). Mit dem – im Zimmerboden regelrecht verwurzelten – Schreibtisch wird gleichsam Gregors eigene Geschichte und Persönlichkeit ausgerissen. Die Angstvorstellung Kafkas, vom Schreibtisch abgehalten zu werden, und zugleich das verzweifelte Festhalten an ihm, ist hier ins Archaische gewendet. In der Erzählung entlädt sich diese Angst im aufstörenden Amoklauf Gregor Samsas nach seiner Verwandlung in ein Insekt, das deutliche Züge des Schriftstellers trägt, der, asketisch und verzweifelt am Schreibtisch festhaltend, allen ›Versuchungen‹ einer bürgerlichen Welt wie Familie, Ehe, Beruf, Staat etc. zuruft: »mein ganzes Wesen ist auf Litteratur gerichtet, [...] wenn ich sie einmal verlasse, lebe ich nicht mehr. Alles was ich bin und nicht bin, folgert daraus.« (B II, S. 271)

»Mutter Israels«:
Das Prager jüdi-
sche Ghetto vor
dem Abriss
(1893-1917)



Leben

»Mütterchen Prag«: Familiengeschichten (1883-1893)

»Erwartet man vielleicht, daß ich irgendwo abseits erzogen worden bin? Nein, mitten in der Stadt bin ich erzogen worden mitten in der Stadt« (T, S. 19), so vergewissert sich Kafka 1910 im Tagebuch über jene Stadt, in der er am 3. Juli 1883 geboren wurde und annähernd sein ganzes, kurzes Leben verbrachte: Prag. Dieses Prag um 1900 ist mehr als nur ein beliebiger Lebensraum, es ist vielmehr ein elementarer Faktor seines Lebens. Prag ist Mutter, »Mütterchen Prag«, wie es Kafka 1902 in doppelter Anspielung nennt: einerseits an die in der jüdischen Tradition verankerte, geradezu hymnische Bezeichnung Prags als »Mutter Israels, der berühmten Gemeinde Jakobs«, als Schutzort der Juden in der Diaspora, andererseits an die tschechische Wendung »Matička Prag«. Daraus macht Kafka allerdings ein sehr bestimmendes »Mütterchen«, indem er das Heimliche jener Wendung ins Unheimliche umschlagen und die Beziehung zu dieser »Mutter« ambivalent erscheinen lässt: »Prag läßt nicht los [...]. Dieses Mütterchen hat Krallen.« (B I, S. 17) Prag ist für Kafka Mutter, mehr noch: Matrix des Lebens und der Literatur.

Dieses Prag hat eine mythisch-imaginäre und eine historisch-reale Seite. Mythisch ist die Vorstellung Prags mit seinem jüdischen Ghetto – der »Josephsstadt« – als einer Stadt des Okkulten, Unheimlichen. In diesem Sinn bezeichnete der Berliner Dadaist Walter Mehring Prag als »eine okkulte Metropole«, auch mit Blick auf den »talmudischen Kanzlisten der Seraphim – und – Gehenna-Bürokratie, Franz Kafka«, dessen Weg er 1919 in Prag kreuzte (Mehring 1952, S. 198). An der Mythisierung Prags arbeitete schon um 1900 ein Kreis neuro-mantischer Schriftsteller und Künstler, der sich »Jung-Prag« nannte und »Alt-Prag« idealisierte. Zu ihm gehörte – prägend für Kafkas Generation – der in allen okkulten Wissenschaften experimentierende Schriftsteller Gustav Meyrink, *der* Prager Bürgerschreck des späten 19. Jahrhunderts, der mit seinem Kultbuch *Der Golem* (1916) die Mythisierung des alten Prag und seines jüdischen Ghettos kanonisierte. Zu Meyrinks Kreis

»Okkulte
Metropole«

gehörte auch der Boheme-Dichter Paul Leppin, der seinen Roman *Severins Gang in die Finsternis* (1914) als einen »Prager Gespensterroman« bezeichnete, oder der mediumistisch veranlagte Künstler Hugo Steiner, der Meyrinks *Golem* illustrierte und sich den Beinamen »Steiner-Prag« gab.

Um Gespensterromantik ging es dabei allerdings nur vordergründig, vielmehr um einen antibürgerlichen Affekt. Es war ein provokatives Aussprechen von Themen, die in der neoklassizistischen Literatur Prags des 19. Jahrhunderts (u. a. von Hugo Salus) ausgespart wurden: das Unbewusste, der Eros etc. Es war aber auch eine konkrete Kritik am monströsen Projekt der »Assanation« Prags (1893-1917), im Zuge dessen das alte jüdische Ghetto abgerissen und durch moderne Geschäftshäuser und breite Straßen ersetzt wurde. Kafka ist in diesem Baulärm aufgewachsen, vor Augen das alte Ghetto mit seinen »dunklen Winkeln, geheimnisvollen Gängen, blinden Fenstern, schmutzigen Höfen, lärmenden Kneipen und verschlossenen Gasthäusern« (GK, S. 116).

Vom imaginären führt so ein Weg in das reale Prag von Kafkas Zeit. Dieses war freilich nicht nur durch Städtebilder geprägt, sondern auch durch die geographisch-historisch-kulturelle Lage jener Stadt, die auf Tschechisch »Schwelle« bedeutet: Sie lag zwischen Zentrum (in Bezug auf das Kronland Böhmen) und Peripherie (in Bezug auf das alte Österreich), zwischen Ost- und Westeuropa, zwischen tschechischer, deutscher und jüdischer Kultur. Wenn die »Schwellenstadt« in diesem Sinn eine »Dreivölkerstadt« war, so standen ihre drei Kulturen in einer fruchtbaren, aber konfliktreichen Beziehung – auch diese ist bestimmend für Kafkas intellektuelle Biographie. Seit 1848 war im böhmischen Kronland eine tschechische Nationalisierungsbewegung im Erstarben, die zu einem virulenten Konflikt mit den »Deutschen« Prags – Intellektuelle, Beamte, Bürger – führte. Dabei kam es zu handfesten Straßenkämpfen unter Schülern und Studenten.

Die jüdische Bevölkerung wiederum – meist assimilierte Bildungsbürger – geriet dabei buchstäblich zwischen die Fronten, indem sie von den Jungtschechen als Vertreter des »Deutschtums«, von den Deutschen gerade umgekehrt angefeindet

Dreivölkerstadt

13 Familiengeschichten (1883-1893)

wurde, wie der Begründer des Zionismus Theodor Herzl in seinem Artikel *Die Juden Prags zwischen den Nationen* 1897 beklagte. Nach dem Sturz der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der Gründung der Tschechoslowakischen Republik 1918 kam es im November 1920 zu Ausschreitungen gegen die ›deutschen‹ Juden, von denen Kafka berichtet: »Die ganzen Nachmittage bin ich jetzt auf den Gassen und bade im Judenhaß. ›Prašivé plemeno‹ [räudige Rasse] habe ich jetzt einmal die Juden nennen hören. Ist es nicht das Selbstverständliche, daß man von dort weggeht, wo man so gehaßt wird (Zionismus oder Volksgefühl ist dafür gar nicht nötig)? Das Heldentum, das darin besteht doch zu bleiben, ist jenes der Schaben, die auch nicht aus dem Badezimmer auszurotten sind.« (M, S. 288) Der Zionismus war die Antwort einer jüngeren Generation jüdischer Intellektueller, wie auch Herzl gerade den Prager Juden riet, jenseits des deutsch-tschechischen Konflikts auf die eigene jüdische Nationalität zu bauen. Während sich vor 1900 die jüdischen Intellektuellen meist als Vertreter, gar Verteidiger der deutschen Kultur verstanden (wie Fritz Mauthner und Hugo Salus), bildete sich seit 1900 eine jungjüdische Bewegung, angeführt u. a. von Kafkas Schulfreund Hugo Bergmann. Sie setzte auf jüdisches Selbstbewusstsein und *Selbstwehr*, so der Titel ihrer Zeitschrift, die Kafka seit 1911 regelmäßig las.

Die Dreivölkerstadt Prag konnte damit einerseits optimistisch als Ort von Mehrsprachigkeit und Transkulturalität gelten. Insbesondere das liberale deutsch-jüdische Prag des 19. Jahrhunderts zelebrierte diese »Idee des vielnationalen Österreichertums«, diesen »großen Gedanken eines übernationalen Österreichs« (EK, S. 22), so Bergmann 1966. Noch die Prager Expressionisten wie Franz Werfel und Anton Kuh kultivierten diese Idee in der des »Weltfreunds«, des kosmopolitischen »Bruders« jenseits von Nationalität *und* Bürgermoral. Solchen Vorstellungen stand aber andererseits der reale Nationalitätenkonflikt entgegen, der zum Untergang der Donaumonarchie entscheidend beigetragen hatte. »Mitten in der Stadt« aufzuwachsen, das bedeutete also in Prag um 1900, mitten in der Konfliktzone kultureller und politischer Imaginationen

und zugleich realer, handgreiflicher Auseinandersetzungen zu leben. Anders als dasjenige Werfels oder Brods, spielte sich jedoch Kafkas Prager Leben weniger in dieser politischen Öffentlichkeit ab, sondern meist in einem Zirkel von Familie, Schule, Universität, Büro, Freundschaften und Beziehungen. Entsprechend war sein Leben vordergründig unspektakulär; Kafka sprach von einem »äußerlich sorglosen, ruhigen Leben« (NSF II, S. 194). Doch ging daraus – hintergründig – eine Literatur hervor, in der die scheinbar einfachen Bedingungen dieses Lebens – Familie, Beruf, Ehe, Judentum – in komplexen Konstellationen grundlegend in Frage gestellt wurden.

Die Eltern: zwei
Typen jüdischer
Sozialisation

Die Prager Matrix war demnach für Kafka auch eine familiäre. Sie bestimmte wesentlich die Lage, in der seine Eltern kurz vor seiner Geburt aus dem böhmischen Umland in diese Stadt gekommen waren, mit dem Ziel, dort ein Geschäft aufzubauen. Kafkas Eltern repräsentierten dabei zwei Typen jüdischer Sozialisation in Böhmen. Der Vater Hermann Kafka (1852-1931) entstammte einer ärmlichen Händlerfamilie aus dem kleinen Ort Wossek in Südböhmen. Schon zu seiner Geburtszeit war die liberale Landeshauptstadt ein Magnet für

Sohn eines
Fleischers:
Kafkas Vater
Hermann Kafka
(1852-1931)



Landjuden aus »böhmischen Dörfern«. Hermanns Vater, der Fleischhauer und Schächter Jakob Kafka, war 1889 der letzte Jude, der in Wossek begraben wurde. Sein Sohn aber verließ – wie alle seine fünf Geschwister – das Provinznest nach einer harten, arbeitsamen Jugend bereits mit 14 Jahren, ausgestattet, wie Kafka im *Brief an den Vater* (entstanden 1919) schreibt, mit einem starken »Lebens-, Geschäfts- und Eroberungswillen« (NSF II, S. 146). Diese Formulierung, wie der Tenor des ganzen Briefs, zeigt Bewunderung und zugleich Distanz zum starken Vater, dem Kafka seine eigene Lebens-, Familien- und Geschäftsunfähigkeit – und damit ein elementares Ungenügen an dessen Werten – entgegenschleift.

Kafkas Vater jedenfalls kam als junger Mann nach Prag, wo er die wohlhabende deutsch-jüdische Bürgerstochter Julie Löwy

»Vergleiche uns beide: ich [...] ein Löwy mit einem gewissen Kafka'schen Fond, der aber eben nicht durch den Kafka'schen Lebens-, Geschäfts-, Eroberungswillen in Bewegung gesetzt wird, sondern durch einen Löwy'schen Stachel, der geheimer, scheuer, in anderer Richtung wirkt und oft überhaupt aussetzt. Du dagegen ein wirklicher Kafka an Stärke, Gesundheit, Appetit, Stimmkraft, Redebegabung, Selbstzufriedenheit, Weltüberlegenheit, Ausdauer.« (Franz Kafka, *Brief an den Vater*, November 1919; NSF II, S. 146)

(1856-1934) kennenlernte, sie im Jahr 1882 heiratete und mit ihr ein Geschäft – einen Galanteriewarenladen (für Modeartikel) – aufbaute sowie eine Familie gründete. Die Familie von Kafkas Mutter lebte seit etwa 1880 in Prag, kam ebenfalls aus dem böhmischen Umland, allerdings nicht aus einem Dorf, sondern aus dem Elbestädtchen Bad Podiebrad, wo ihr Vater Jakob Löwy (1824-1910), vorher ein Tuchhändler, Inhaber einer Bierbrauerei war. Als Kafka in seinem Tagebuch 1911 seine mütterliche Genealogie entwarf, nannte er allerdings nicht die Tuchhändler und Bierbrauer, sondern den jüdischen Gelehrten mit weißem Bart, seinen Urgroßvater: »Ich heiße hebräisch Anshel, wie der Großvater meiner Mutter von der Mutterseite, der als ein sehr frommer und gelehrter Mann mit langem weißem Bart meiner Mutter erinnerlich ist« (T, S. 318). Damit macht Kafka die mütterliche als eine jüdische Genealogie lesbar, die väterliche aber umgekehrt als Auflösung des Judentums: Was dieser aus der »kleinen ghettoartigen Dorfgemeinde« mitbrachte, war »zum Weiter-überliefert-werden [...] gegenüber dem Kind zu wenig, es vertropfte zu Gänze« (NSF II, S. 188). Freilich waren auch die Löwys der Generation von Kafkas Mutter keine Talmudgelehrten mehr. Ihr Vater war Bierbrauer, ihre drei Brüder und zwei Halbbrüder, Kafkas Onkel, ergriffen moderne Berufe. Siegfried Löwy (1867-1942) etwa, den Kafka – mit seinem »vogelartigen Witz« (B, S. 164) – besonders schätzte und als Schüler und Student oft besuchte, war Landarzt in Triesch

Mütterliche Genealogie



Tochter eines Bierbrauers: Kafkas Mutter Julie, geborene Löwy (1856-1934)

»Ich bin der älteste von sechs Geschwistern, zwei Brüder, etwas jünger als ich, starben als kleine Kinder durch Schuld der Ärzte [Georg (1885-1887) und Heinrich (1887/88)], dann war es eine Zeitlang still, ich war das einzige Kind. So habe ich sehr lange allein gelebt und mich mit Ammen, alten Kindermädchen, bisigen Köchinnen, traurigen Gouvernanten herumgeschlagen, denn meine Eltern waren doch immerfort im Geschäft.« (Franz Kafka, Brief an Felice Bauer 19./20. Dezember 1912; B I, S. 345)

in Mähren. Alfred Löwy (1852-1923) war Direktor einer Eisenbahngesellschaft in Madrid und kam gelegentlich nach Prag; von ihm sagt Kafka, er sei ihm »der nächste Verwandte, viel näher als die Eltern« (B II, S. 251).

Als sich Kafkas Eltern kennenlernten, wohnten sie entsprechend ihrem sozialen Hintergrund sehr unterschiedlich: der Vater einfach am Rand des Ghettos, die Mutter mit ihren Eltern jedoch gutbürgerlich am Altstädter Ring im Smetana-Haus. Erst ein Jahr nach der Hochzeit zogen sie in eine gemeinsame Wohnung bei der St.-Niklaskirche, mitten in die Stadt also und an den Rand des noch intakten Ghettos, wo am 3. Juli 1883 ihr erstes Kind zur Welt kam: Franz. Kafkas Erinnerungen an seine Kindheit zeigen einen kleinen Jungen in der Obhut von Personal, während sich die Eltern um das Geschäft kümmern und der strenge, starke Vater dem Knaben das Gefühl von Ungenügen und Minderwertigkeit vermittelt.

Die Erfahrung, von den Eltern alleingelassen zu werden, konnte sich bei dem Erfolgswillen des Vaters auch nicht ändern, als die Kafkas im Juni 1889 in eine größere Wohnung im Haus Minutá am Altstädter Ring zogen, wo sie bis 1896 blieben. Hier wurden Kafkas Schwestern geboren: Elli (1889), Valli (1890) und Ottilia (1892), die ihm ein Leben lang sehr nahestand. Von 1889-1893 besuchte Kafka die Deutsche Knabenschule (Volksschule) am Fleisch-

Sohn vielbeschäftigter Galanteriewarenhändler: Kafka, etwa fünf Jahre alt



Volksschule

17 Deutsches Gymnasium (1893-1901)

markt. Obwohl der Vater mit dem Tschechischen vertrauter war als mit dem Deutschen, gar Mitbegründer der ersten tschechischsprachigen Synagoge Prags, ließ er seinen Sohn mit Blick auf die beruflichen Chancen in der Donaumonarchie in die deutsche Schule gehen. In dieser Schule war Kafka ein eher unsicheres und einsames Kind, das in den Klassenlehrern »Welt-Respekts-Personen« (M, S. 71) sah. Allerdings war er ein guter Schüler und bestand die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium problemlos.

Deutsches Gymnasium (1893-1901)

Hermann Kafka verfolgte den Plan eines deutschen Bildungsgangs für seinen Sohn konsequent weiter: Kafka besuchte das *deutsche* Staatsgymnasium und die *deutsche* Universität. Er sollte die Möglichkeit erhalten, nicht nur ein Kaufmann, sondern auch ein Beamter der k. k. Monarchie zu werden. Berufliche Erfolgchancen waren dem Vater wichtiger als politische Haltung – obwohl man eine Loyalität zur tschechischen Partei hätte erwarten können. Sein Sohn sah ihn im böhmischen Nationalitätenkampf keiner Position verpflichtet: »Du konntest [...] auf die Tschechen schimpfen, dann auf die Deutschen, dann auf die Juden und zwar nicht nur in Auswahl, sondern in jeder Hinsicht und schließlich blieb niemand mehr übrig außer Dir.« (NSF II, S. 152)

Berufsaussichten

Das deutsche Gymnasium, mit vollem Namen »k. k. Staatsgymnasium mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt«, das Kafka 1893-1901 besuchte, befand sich im Kinsky-Palais am Altstädter Ring. Der Schwerpunkt der Schule lag auf den humanistischen Fächern Latein und Griechisch; moderne Sprachen lernte Kafka außerhalb der Schule: Tschechisch, das er gut beherrschte, wurde zu Hause meist mit dem Dienstpersonal gesprochen, wobei er auch am fakultativen Tschechischunterricht am Gymnasium teilnahm, Französisch bei einer Gouvernante. Latein und Griechisch unterrichtete der Klassenlehrer Dr. Emil Gschwind, ein katholischer Priester. Kafka zählte zu seinen besten Schülern, der auch zur Privatlektüre in dessen Wohnung geladen wurde. Einen noch stärkeren Eindruck hinterließ Gschwind, ein Schüler von

Wilhelm Wundt, als Lehrer der Philosophie in den letzten beiden Gymnasialjahren. Er vermochte, wie Kafkas Mitschüler Hugo Hecht berichtet, »bei den meisten unserer Klasse Interesse für Philosophie zu erwecken« (EK, S. 41). Nicht zufällig gab Kafka kurz vor dem Abitur Philosophie als Studienwunsch an, und er las schon als Gymnasiast philosophische Werke, etwa – wie sein Schulfreund Oskar Pollak – Nietzsche.

Besonderes Interesse brachte Kafka dem Deutschunterricht entgegen. Kafka, der, anders als Max Brod, nicht aus einem bildungsbürgerlichen Haus mit Bibliothek stammte, gewann hier ein literarisches Wissen, das sein Schreiben stark beeinflussen sollte. Prägend war dennoch nicht nur die Schullektüre von Klassikern wie Goethe, Heinrich von Kleist und Franz Grillparzer, sondern auch die Freizeitlektüre von Arthur Conan Doyles Sherlock-Holmes-Erzählungen bis hin zu Abenteuer-, Historien- und Reiseliteratur wie die illustrierte Zeitschrift *Über Land und Meer* oder später »Schaffsteins Grüne Bändchen«, die Kafka zu seinen Lieblingsbüchern zählte.

Obwohl dem Gymnasiasten die humanistischen Fächer näherlagen als die »realen«, hinterließ auch der naturwissenschaftliche Lehrer Prof. Adolf Gottwald einen starken Eindruck. Ihm ist es zuzurechnen, dass Kafka Fächern wie Naturgeschichte, Botanik und Zoologie großes Interesse entgegenbrachte. Gottwald war es auch, der Kafka zu einer frühen Lektüre der Schriften Charles Darwins und Ernst Haeckels anregte. Die 1899 erschienenen *Welträtsel* von Haeckel las Kafka noch im gleichen Jahr. Und es war Gottwald zu verdanken, dass Kafka nach dem Abitur zunächst mit dem Studium der Chemie begann.

**Darwin
und Haeckel**

**Religions-
unterricht**

Weniger wichtig nahm Kafka den Religionsunterricht. Nun wurde das Altstädter Staatsgymnasium zum größten Teil von deutsch-jüdischen Schülern besucht. In Kafkas erstem Schuljahr 1893 bestand die Klasse aus neun christlichen gegenüber 30 jüdischen Schülern, und auch im Abiturjahr 1901 standen sieben christliche 17 jüdischen Schülern gegenüber. Diese Situation war nach Kafkas Klassenkamerad Emil Utitz »Symptom der insulären Geschlossenheit, in der die meisten

19 Deutsches Gymnasium (1893-1901)

Prager Juden zu Anfang des Jahrhunderts lebten« (EK, S. 46). Um jüdische Bildung ging es dabei allerdings nur beschränkt, denn der Religionsunterricht konnte keineswegs auf ein lebendiges jüdisches Wissen bauen, kamen doch die Schüler fast ausnahmslos aus assimilierten Familien. Bei den Kafkas war das nicht anders. Kafka spricht im *Brief an der Vater* von einem »4-Tagejudentum«. Wie der Vater sogar diese wenigen Tage im Jahr mit »Gleichgültigkeit« im »Tempel« verbrachte, litt der Sohn unter bleierner Langeweile, wenn er dort »die vielen Stunden« »durchgähnte und durchsudelte«. Entsprechend war die Religionspraxis der Kafkas zu Hause: »So war es im Tempel, zu Hause war es womöglich noch ärmlicher« (NSF II, S. 187). Angesichts solcher Verhältnisse, die unter den deutschen Juden Prags üblich waren, war der Religionsunterricht wenig anspruchsvoll. Mitten in die Gymnasialzeit fiel auch die Bar Mitzwa des 13-Jährigen, deren Verlauf und Bedeutung diesen Vorgaben völlig entsprach: Der Vater be-

Bar Mitzwa

trachtete die Bar Mitzwa, die am 13. Juni 1896 in der Zigeuner-Synagoge stattfand und die er auf der Einladung als »Confirmation« bezeichnete, als bloße Pflichtübung. Kafka sah es nicht anders. Der große Tag, der den Sohn als vollwertiges Mitglied der Gemeinde initiieren sollte, beschränkte sich ihm darauf, »im Tempel ein mühselig eingelerntes Stück vor[z]ubeten, oben beim Altar, dann zuhause eine

kleine (auch eingelernte) Rede [zu] halten« (M, S. 207). Es sollte noch 15 Jahre dauern, bis Kafka das Judentum für sich entdeckte. Als Gymnasiast jedenfalls lehnte er es ab.

Kafka verhielt sich während seiner Schulzeit am Gymnasium eher unauffällig. Sein langjähriger Klassenkamerad Hugo Hecht beschrieb ihn als »bescheidenen, stillen, guten Schüler«, gar als einen »Tugendbold«, der »nie gerauft« habe; Emil Utitz wiederum als »einen schlanken, hochgewachsenen, knabenhaft aussehenden Menschen, der so still, fein und fast heilig aussah, der gut war und ein wenig verlegen lachte [...] und



»Confirmation«:
Einladung Hermann Kafkas zur Bar Mitzwa des 13-jährigen Sohnes

»immer ein
wenig distan-
ziert«

immer ein wenig distanziert und fremd blieb« (EK, S. 51). Sehr viel näher an die Persönlichkeit des jungen Kafka gelangte ein weiterer Klassenkamerad, sein Freund Hugo Bergmann. Wie Hecht teilte dieser mit Kafka die ganzen zwölf Schuljahre. In der Gymnasialzeit war er oft bei Kafka, der seit dem Umzug aus dem Haus Minutá in die Zeltnergasse 1896 nicht nur ein eigenes Zimmer, sondern auch einen Schreibtisch hatte, an dem die beiden gemeinsam arbeiteten. Bergmann, der schon als Gymnasiast zu den führenden zionistischen Intellektuellen Prags zählte und 1920 nach Palästina auswanderte, beschrieb Kafkas Position in den Gymnasialjahren geradezu als Affekt gegen das Judentum: »Franz hatte in jener Zeit eine atheistische oder pantheistische Periode und wollte mir meinen jüdischen Glauben unbedingt abspenstig machen.« (EK, S. 27) Bergmann bezog sich dabei nicht nur auf Kafkas angelesenen Darwinismus, sondern auch auf »einen Sozialismus« unter dem Einfluss eines weiteren Mitschülers, Rudolf Illový, der 1898 das Gymnasium verlassen hatte, um für das tschechische Arbeiterblatt *Pravo lidu* zu schreiben. Dieser bei Kafka allerdings mehr romantische als politische Sozialismus führte zu einer gewissen Entfremdung zwischen ihm und Bergmann, allerdings blieben die beiden bis in Kafkas letzte Lebensjahre miteinander befreundet.

Atheistisch oder
pantheistisch

Klassenbild im
fünften Gymna-
sialjahr 1897/98;
Kafka oben,
Zweiter von links

